Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 223 (1950)

Artikel: Wenn der Pfau im Frühling schreit
Autor: Laedrach, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655349

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wenn der Pfau im Frühling schreit

Von Walter Laedrach

Der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, schreibt Goethes Werther am 18. August in sein Tagebuch. Daß aber der harmloseste Spaziergang auch Unruhe, Läufe, Gänge, Zank, Unglück und beinahe Mord und Totschlag in eine friedliche Stadt bringen kann, mußte der Sekretär Robert Sinzig von der Finanzdirektion mit Staunen und Schrecken erfahren.

Um 2 Uhr fuhr er mit der Trambahn zur Stadt hinaus und schritt von der Endstation weg kräftig den Berg hinauf. Seit einer Stunde war die Sonne durch das schwere Gewölk gebrochen, und in allen Dachrinnen gurgelte das Wasser seine Vorfrühlingslieder. In wunderbarem Grün hoben sich die Tannen vom blauen Himmel ab, der von schweren weißen Wolken befahren wurde. Die Scheiben der ersten Bauernhäuser, die er bald erreichte, blitzten auf in der niederen Wintersonne, und jetzt blieb der Sekretär gebannt vor einem Bilde stehen, wie er es schöner und farbiger noch nie gesehen hatte, vor einem Anblick, der ihm seine ganze Jugendzeit im fernen Bauerndorfe hervorzauberte, das er vor fünfunddreißig Jahren verlassen hatte.

Vor ihm erhob sich die breite Südseite eines großen Bauernhauses. Aus der Dachrinne stürzte ein fröhlicher Schmelzwasserstrahl hinab in eine dunkle Pfütze im weißen Schnee, und in diesem Teichlein ruderte ein dicker grüngoldener Enterich mit drei grauen Enten schnatternd herum, schlug bald klatschend mit den Flügeln oder tauchte unter und stellte den Bürzel in die Höhe, kurz, er tat wie im Frühling. Um das Bild noch vollkommener und farbenprächtiger herauszuputzen, krähte ein braunweißgrünschwarz schillernder Hahn hinter ihm auf dem Gartenzaun unter einer Stechpalme, deren rote Beeren aus den dunklen Blättern glänzten.

Wie ist das schön! sagte er sich immer wieder, wie ist das schön!

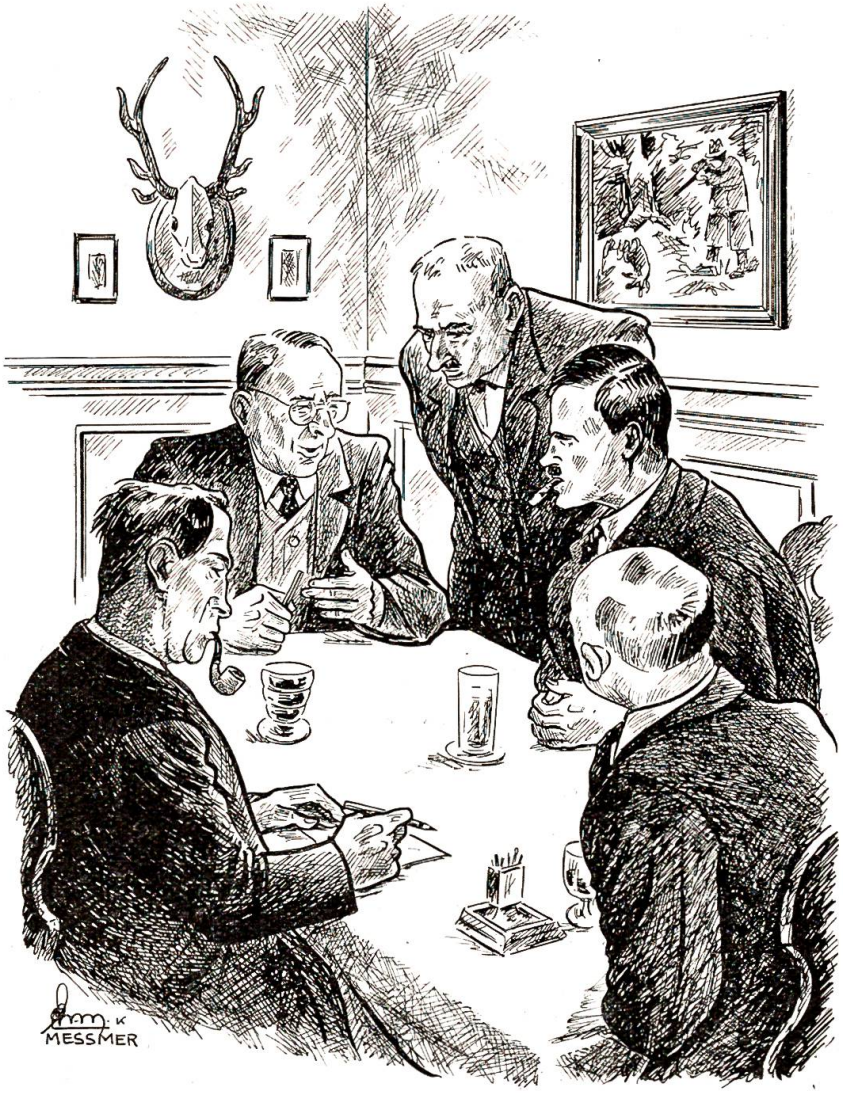
Aber etwas soll mir bleiben von diesem Bild, fuhr es ihm durch den Sinn. Warum soll ich der einzige sein, der sich an den farbigen Vögeln freut, wenn tausend andere in der Stadt auch gerne eine Freude hätten? Warum soll man die hübschen Tierlein nicht einmal an einer Ausstellung der ganzen Stadt vorstellen? Tausende hätten ihre Freude daran, die Kinder könnten etwas lernen, und die Geschäfte würden etwas verdienen und... unzählige Vorteile sah er aus einer solchen Ausstellung herauswachsen.

Dieser Gedanke packte ihn fest und begleitete ihn hinauf zum Aussichtspunkt. Er kannte aber heute niemanden und sah nur Hühner, Tauben, Enten und Kaninchen im großen Saal des Hotels zum Kreuz, im Südquartier, und dazu sah er sich selbst als Ausstellungspräsidenten mit einem großen, zweifarbigen Abzeichen im Knopfloch. Es mußte noch möglich sein, die Ausstellung vor Ostern durchzuführen, wenn man jetzt drauflos ging, wenn man noch heute begann. Die Vorstandsmitglieder des Ornithologischen Vereins Südquartier würden sich alle gewinnen lassen, undeutlich fühlte er auch, warum sie mithelfen würden. Die zweihundert Vogelfreunde und Kaninchenzüchter, die dem Vereine angehörten, stammten fast alle vom Lande und trugen ein ewiges Heimweh nach den väterlichen oder großväterlichen Bauernhöfen mit sich in ihren Schreibstuben und Schalterräumen und Werkstätten und Schulzimmern und Kaufläden herum, das gegen den Frühling oft fast krankhaft wurde. Und weil sie sich des Abends nicht bei der Dorflinde treffen konnten wie einstmals, so suchten sie sich in der Jägerstube im Wirtshaus, und weil sie nicht im Laternenschein auf die Stallbänklein sitzen konnten, so standen sie beisammen vor ihren Kaninchenställen oder den kleinen Hühnerhöflein in den winkeligsten Ecken der Vorstadt. Wenn sie eine Geflügelschau einrichten durften, so waren sie gewiß alle dabei, denn damit lenkten sich ihre Gedanken nach der verlorenen Heimat.

Der Sekretär Sinzig hatte einen vollen Erfolg. Im Jägerstübli, einem hinteren Gastzimmer im „Kreuz", traf er abends seine Freunde und erzählte ihnen von seinem Spaziergang, dem Ententeich unter der Dachrinne und seinen Ausstellungsplänen und fand damit jubelnde Zustimmung; alle waren dabei.

Schon am Montag wollten sie mit weiterem Zuzug zusammenkommen, am Mittwoch gründete sich ein Organisationskomitee mit Robert Sinzig

als Präsidenten, am Freitag spaltete sich dieses auf in zahlreiche Unterabteilungen, und die Ausstellung nahm bald mit dem steigenden Jahr eine sichtbare Gestalt an. Neben dem „Kreuz" entstand eine leichte Halle. Hunderte von Ausstellern meldeten Hühner und Tauben, Enten und Kaninchen, stammweise oder einzeln. Der Statthalter bewilligte eine Lotterie, ein Plakat wurde ausgewählt, das einen herrlichen radschlagenden Pfauen zeigte. Jedermann im Quartier und in weitem Umkreis erhielt einen Besuch oder einen Brief des Gabenkomitees mit der Bitte um eine Ehrengabe, die selten einer abschlagen konnte. Als schönste Gabe wurde ein Pfauenpärchen angemeldet, das seiner Seltenheit wegen als Hauptgewinn für die Ausstellungslotterie vorgesehen wurde. Das Pfauenpaar war aber vom Verwalter einer ländlichen Erziehungsanstalt geschenkt worden, weil sich das stolze Männchen nach und nach als bösartig erwies und im Hühnerhof des Gutes schon mehrmals wertvolle Hennen mit scharfen Schnabelhieben schwer verletzt oder gar umgebracht hatte; überdies hatte die Vorsteherin von einer Freundin vernommen, daß Pfauen nur Unglück brächten.



Der Sekretär Sinzig hatte einen vollen Erfolg.

Das freilich wußte das Gabenkomitee nicht, und der Sekretär dankte für diese Gabe in einem besonderen Brief und nicht nur mit der vorgedruckten Karte.

Jetzt ging es noch drei Wochen, bis der große Tag erschien, und eine große Unruhe war über das Quartier gekommen. Während einerseits im Pestalozzischulhaus wie daheim die jungen Schüler von strengen Lehrern und ängstlichen Müttern mit schauerlichen Rechnungsaufgaben und schweren Diktaten auf das Examen vorgedrillt wurden, nahmen die Ornithologen und Kaninchenzüchter Abend für Abend ihre Tierlein vor, die sie zur Schau angemeldet hatten. Der Milchhändler Rufener und sein Freund, der Schulhausabwart Gfeller, entlausten in der Waschküche ihre Leghornhennen und nahmen an deren Füßen kosmetische Verbesserungen vor, daß man nur staunen mußte. Gleichzeitig aber kämmten der Kondukteur Hänni und sein Nachbar, der Schreinermeister Jung, in der Werkstatt ihre schwarzen Kaninchen und zogen ihnen sorgfältig mit einer Pinzette die letzten weißen Härchen aus, so daß die armen Tierchen die Ausstellung mit mindestens so großen Ängsten erwarteten wie die Buben und Mädchen das Aufnahmeexamen.

So rückte der letzte Märzsamstag näher, an dem die Ausstellung ihre Tore auftun sollte, und

das ganze Quartier freute sich, auch jene, die keinem Komitee angehörten, wie etwa der welsche Lindenapotheker oder der Oberlehrer Bürki, von der Schuljugend ganz zu schweigen.

Vielleicht war dies doch etwas zuviel gesagt, ganz alle waren doch nicht dabei, und zu den wenigen, die abseits standen, gehörte beispielsweise der Kanzlist Rettenmund vom Steueramt, der in der Straßenbahn dem Wagenführer Isenschmied böse lächelnd erklärte, die Ausstellung sei ihm nicht sympathisch oder geradezu widerlich. Jetzt könne man wieder in den Zeitungen lesen, wie die Geflügel- und Kaninchenzucht das Einkommen und die Lebenshaltung des ganzen Mittelstandes hebe und das nationale Einkommen um so und so viele Millionen Franken vermehre. Gehe man jedoch die Einschätzungsformulare durch, so finde sich hier auch nicht eine Spur von diesem Eier- und Kaninchensegen; ja, selbst dort, wo einer Dutzende der Stallhasen oder Etagenkühe halte, bleibe der Nebenerwerb unsichtbar. Ein Huhn lege jährlich zweihundert Eier, wahrscheinlich noch bedeutend mehr, wenn man dem Pressekomitee glauben könne; das gäbe ein Roheinkommen von mindestens siebenzig Franken, bei zwanzig Hühnern von tausendvierhundert Franken, und hinten in der Hahnengasse gackerten mindestens hundert Hennen; aber auf keinem Steuerzettel sei auch nur eine einzige sichtbar. Er ziehe also vor, während der Ausstellung daheim zu bleiben. Würde er die Schau besuchen, so müßte er doch hören, er komme nur der Steuerschnüffelei wegen.

„Hahaha", lachte der schwere Isenschmied, „da habt Ihr recht, Ihr müßt die Hasenbauern nicht treten, der Herr de Grammont ist schon erbost genug!"

„Warum?" fragte der Kanzlist Rettenmund spitz.

„Ich hörte letzte Woche, daß er hier in meinem Wagen dem Fürsprecher Rennenstorf sagte, Ihr hättet ihm sein Einkommen um fünftausend Franken höher eingeschätzt mit der summarischen Begründung: Höhere Bewertung der hochherrschaftlichen Wohnung; er solle kommen und ihm einen Rekurs einreichen."

„Wir tun nur unsere Pflicht", antwortete der Kanzlist Rettenmund, „würde er die Wohnung einer fremden Gesandtschaft vermieten, er verlangte selber noch viel mehr." Dann aber schwieg er, denn die vordere Plattform wurde von fremden Fahrgästen besetzt, und der Tramführer mußte auf die Straße achtgeben, die sich immer mehr belebte, je weiter der Wagen in die Stadt hineinfuhr.

Auch der Herr de Grammont gehörte zu den Bewohnern des Südquartiers, die sich nicht für die Ausstellung interessierten, trotzdem er als ehemaliger Besitzer einer Fasanerie allen Grund dazu gehabt hätte. Aber das Grammontgut, einst der Landsitz eines vornehmen Patriziers, dreiviertel Stunden draußen vor dem Stadttor, lag jetzt mitten drin im Südquartier, und die weiten, dazu gehörenden Ländereien waren überbaut, der letzte Rest noch für ein Schulhaus und dessen Turnplatz angekauft worden. Das alte Herrenhaus versteckte sich noch hinter einem hohen Thujahag und blickte zwischen Linden und Tulpenbäumen auf einen weiten, gutgepflegten Rasenplatz mit Blumenbeeten und einem großen Teiche. Es war eine richtige grüne Insel in der weiten Vorstadt, und der Zutritt ganz unmöglich, ohne sich beim Gärtner im Pförtnerhäuschen beim Eingang zu melden, denn das vornehme Tor war selbst für den Briefträger immer geschlossen.

Endlich brach der große Ausstellungsmorgen an; es war ein wunderbar strahlender Märzensamstag, an dem die Sonne fast nicht Platz fand für ihr Licht und nicht wußte, wohin mit allen ihren Strahlen. Festliche Fahnen flatterten in den Straßen, und schon früh brachten die Aussteller ihre Tierlein, die gefiederten und die bepelzten, in Körben und Kisten aller Art, auf Handwagen oder mit Automobilen oder auch bescheidener auf dem Fahrrad oder gar nur unter dem Arm. In den Ausstellungskäfigen aber begann es zu gackern, zu schnattern, zu girren, zu piepsen, zu schreien, zu scharren und zu lärmen auf jede Art, und hinten im Saal auf der Empore stolzierte radschlagend der indische Pfau. Die Jury aber in weißen Überhemden schritt von Käfig zu Käfig und gab ihr Gutachten ab und verteilte Lob und Tadel gerecht. Dann gingen die Tore auf, und eine freudige Menschenwoge drängte herein, neugierig und festlich. Vor dem Käfig des schönsten der Tiere, des Pfauen, stauten sich die Wellen,

staunten Große und Kleine, und würdevoll glätteten die Herren des Polizeikomitees die stockenden Fluten, und dazwischen drängten sich lustige Buben und zarte Mädchen mit kleinen Körbchen, aus denen sie hartnäckig ansetzend ihre Lose verkauften.

Von draußen ertönte plötzlich Musik, die Harmonie blies zum Empfang der Ehrengäste. In der Küche des Hotels zum „Kreuz" aber brutzelte es in allen Kasserolen; Kaninchen und Poulets wurden auf leckere Weise gebraten, daß der Duft weit ins Quartier hinausdrang. In der Toilette aber zog der Präsident Sinzig das Manuskript seiner Rede noch rasch hervor, denn mit ihr gedachte er Ehre einzulegen, und jetzt war der allerletzte Augenblick gekommen, um sie noch einmal zu übersehen. Dann stürzte er mit geschwellter Brust heraus, gerade früh genug, um den Statthalter noch zu empfangen und mit ihm im Festgetriebe unterzutauchen.

Am Sonntag stiegen die Ausstellungswellen noch höher, und das Fest wurde ein großer Erfolg. Robert Sinzig glänzte wie der Abendstern, und der Generalkassier leuchtete wie der Vollmond, die Verkäufer strahlten und der Kreuzwirt war leutseliger als je; unglücklich war bloß der Päuli Steiner, der seine Lose ausverkauft hatte und mit seinen Kameraden arbeitslos herumstand. Unglücklich waren auch einige wenige Aussteller, deren Tiere nicht die erwünschte Punktzahl erreichten.

Unschlüssig, ob er sich zu den glücklichen oder unglücklichen Besuchern rechnen sollte, war einzig der Tramführer Isenschmied, der Gewinner des großen Loses. Er war der glückliche Besitzer des stolzen Pfauenpaares, der unglücklicherweise nicht wußte, wo er sein Glück versorgen sollte. Küche und Keller oder der Hausgang konnten die Gäste zur Not für eine Nacht beherbergen, aber was dann? Zudem traute er sich kaum mehr an den Käfig heran, weil ihn das streitbare Pfauenmännchen schon gehörig in einen Finger gepickt hatte.

„Koch eine gute Hühnersuppe und stecke die Federn hinter den Spiegel", riet ihm der Milchhändler Rufener.

„Das gäbe eine teure Suppe", brummte Isenschmied, „vielleicht können wir das Ehepaar doch noch besser verwerten." Als bald darauf der Gärtner Balsiger aus dem Grammontgut auftauchte, kam ihm ein glücklicher Gedanke. „Du, Balsiger", rief er, „könntest du meine Pfauen nicht vorläufig in deinen leeren Ställen unterbringen, du hättest besser Platz als ich?"

„Ja, schon", sagte der nicht abgeneigt, „aber du mußt zuerst unsern Herrn fragen."

„Frag du ihn, du kennst ihn besser als ich, und verkauf ihm das Glück. Was er mehr zahlt als 150 Franken, kannst du behalten; sag ihm, auf seinem Rasen und im Park stellten sie etwas vor, es wäre wie auf der Isola Bella, weißt du noch?"

Der Gärtner hatte die Reise nach der Isola Bella mit dem Verkehrspersonal auch mitgemacht und wußte noch, und die Idee gefiel und schmeichelte ihm. Jetzt ist der Herr sicher anzutreffen, dachte er, und zu verdienen ist vielleicht auch noch etwas. „Ich gehe", sagte er, „hol unterdessen einen Karren und bring sie mir. Will er sie nicht, so behalte ich sie auf eigene Rechnung, und du schreibst sie aus in der ‚Tierwelt' und zahlst mir das Futter."

„Einverstanden", grinste Isenschmied, der wenigstens hundert Franken sicher sah und sie in weißem Neuenburger anzulegen gedachte, denn der heiße Märztag hatte ihm den Frühjahrsdurst geweckt.

„Une vraie occasion", stellte Madame de Grammont fest, als der Gärtner den Bericht brachte, „daheim in Valence hatten wir immer Pfauen. Prends-les, je t'en prie", sagte sie zu ihrem Manne. So geschah es, daß der Tramführer Isenschmied zu Wein, der Gärtner Balsiger zu einem Zwischengewinn und der Herr de Grammont zu einem Pfauenpaar kam und alle drei mit frohen Gefühlen an die gelungene Ausstellung zurückdachten.

Der Montag brachte einen Rückfall des Winters. Das Land lag noch einmal unter einer Schneeschicht, die Primeln und Narzissen und Hyazinthen in den Vorstadtgärten schlüpften wieder unter die weiße Decke; die Ornithologen ließen sich im Jägerstübli das Bier und die Weinflaschen in heißem Wasser ein wenig wärmen, das Pfauenpaar aber hielt sich in diesen kalten Tagen in der Fasanerie verborgen.

Auf Ostern aber hellte der Himmel wieder

auf, und der Frühling nahm endgültig Besitz vom Südquartier, lockte tausend Kinder zum Ballspiel auf die Straßen und wehte den süßen Hyazinthenduft zu allen Stubenfenstern hinein. Aus der Ferne tönten ahnungsvolle Harmonikaklänge, als der welsche Apotheker des Abends unter seiner Ladentüre stand und Herrn Rettenmund die Aprikosenblüte an seinem Spalier zeigte, die am Aufspringen war.

In den warmen Abend drang aber plötzlich ein seltsamer Schrei, scharf, überlaut, durchdringend, häßlich, unerhört widerlich, einfach abscheulich.

„Was ist jetzt das?" fragte der Lehrer Schaffer erstaunt, der gerade in die Apotheke trat. „Das möchte ich auch wissen", sagte der Steuerbeamte. „Paou, Paou, Paou", schrie es noch grausiger als vorher.

„Das wird doch nicht sein", rief jetzt der Apotheker, „aber der Pfau ist's, sehen Sie, drüben im Grammontgut oben auf dem Tulpenbaum!"

„Das ist doch ganz unmöglich, daß man das Tier so schreien läßt", sagte der Steuerbeamte entsetzt, „hier, mitten in der Stadt."

Aber es war doch möglich, das war sogar nur der Anfang, denn darauf schrie der Pfau den ganzen Abend lang, um 7 Uhr schrie er von der Linde, um 8 Uhr von der Blutbuche, um 9 Uhr schrie er wieder auf dem Tulpenbaum, um 10 Uhr schrie er immer noch und um halb 11 Uhr noch einmal, und alle, die es in der Nähe hörten, entsetzten sich und schlossen die Fenster, und wer sich über den Kinderlärm auf der Gasse geärgert hatte, ärgerte sich jetzt noch viel mehr über das häßliche Geschrei von den hohen Bäumen; wer es aber von ferne hörte, der blieb staunend stehen.

„. . . aber der Pfau ist's, sehen Sie, drüben . . ."

Am andern Abend begann das Geschrei wieder, lauter und abscheulicher als vorher. Jetzt schlossen schon viele das Fenster, die gestern noch staunend zugehört hatten. „Nein, das ist doch zu arg, das geht doch nicht, da sollte doch die Polizei!" Aber die Polizei wollte oder konnte oder wußte nicht, und der Pfau schrie weiter, schon früh nachmittags, am überzeugtesten aber des Abends, ganz infernalisch, wenn es zu dunkeln begann.

In der zweiten Woche des Geschreis erhielt Herr Sinzig im Tram schon vereinzelte vorwurfsvolle Blicke, und gleichzeitig ging das Gerücht, Herr de Grammont habe schon verschiedene Briefe erhalten, die mehr oder weniger freundlich die Abschaffung des Vogels verlangten. Der

Pfau aber schrie täglich weiter, ja, es wurde erzählt, das Pärchen habe mit dem Nestbau oben in der Blutbuche begonnen, man sehe den Bau wachsen, und wirklich, von der Apotheke aus ließ sich etwas erkennen, das allenfalls ein Nest sein konnte, ohne Glas war es nicht sicher festzustellen.

Wenn dann die Schule wieder anfängt nach den Osterferien oder wenn der Fürsprech Rennenstorf und die andern großen Herrn im Quartier wieder von Lugano zurückkommen, dann wird es schon Atem geben, flüsterte man im Tram. Aber die Schule begann, der Fürsprech war schon seit einigen Tagen da, und das elende Federvieh schrie weiter, Abend für Abend, infernalischer denn je.

Der Vorstand des Ornithologischen Vereins, der jetzt stark angefeindet wurde, trat im Jägerstübli zusammen, um zu beraten. „Herr Präsident, meine lieben Kollegen, rechtlich ist schwer etwas zu machen", sagte der Notar, „wir haben ein Reglement, das verbietet das Klavierspielen und das Radiohören bei offenem Fenster und das Teppichklopfen nach 10 Uhr, aber daß man dem Pfauen den Schnabel verbinden soll, steht leider nicht drin. Am besten wäre es wohl, gütlich vorzugehen."

„Gütlich", höhnte der Präsident des Polizeikomitees, „gütlich! der Herr Rettenmund hat erfahren, wie es geht, wenn man es gütlich versucht. Ich weiß es genau, meine Frau vernahm es von seiner Haushälterin. Er wollte gestern abend in seinem Zimmer arbeiten, er wohnt gerade gegenüber der Fasanerie, der Pfau schreit ihm in jede Addition hinein, er schließt das Fenster. es nützt nichts. Und dann hat er telephoniert. ‚Sperren Sie doch bitte das Tier ein, ich kann einfach nicht arbeiten!'

‚Wer ist am Telephon, bitte?' fragte der Herr de Grammont.

‚Hier ist Rettenmund, Kanzlist auf dem Steueramt.'

‚Ach so, Sie, Herr Rettenmund. Sie haben sicher Verständnis für meine Lage. Wissen Sie, wir haben hier eben ein sehr herrschaftliches Landhaus, das haben Sie auf dem Steueramt ja selber festgestellt, und zu einer sehr herrschaftlichen Wohnung gehört doch sicher ein Pfau.'

Darauf hat Herr Rettenmund den Hörer aufgehängt und in der kalten Hinterstube auf der Nordseite gearbeitet, wo man das Tier weniger hört; er war noch heute morgen blau vor Ärger."

Über diese Geschichte lachten natürlich alle, aber man war doch erbost über den Herrn de Grammont.

„Es gibt aber doch noch Leute, die sich nicht aufregen", stellte der Milchhändler fest, „selbst Kriegsgewinnler gibt es, denn der Apotheker verkauft Baldriantropfen zur Beruhigung, und Sedobrol und andere Heilmittel hat er kistenweise nachbestellt, und Ohropax, die Wachskugeln zum Verstopfen der Ohren sind ausverkauft."

An jenem Abend wurde noch kein Beschluß gefaßt, denn man vernahm, daß im Tagblatt die Polizei auf den Unfug aufmerksam gemacht werde, und da wollte man vorläufig noch abwarten.

„Wenn es aber nichts nützen sollte", sagte der Präsident, „so wäre es vielleicht doch gut, mit gröberem Geschütz aufzufahren, der Herr de Grammont ist in Wirklichkeit doch ein Angsthase, trotzdem er mit seinem Schnurrbart und dem fürchterlichen Haarschnitt martialisch aussieht. Ich glaube also, wenn man ihm drohte, so würde er klein beigeben."

„Er vielleicht schon, aber sie nicht, sie ist ein rabiates Frauenzimmer!" sagte der Kreuzwirt.

„Und von so einer soll man sich jetzt diesen Lärm bieten lassen, nein, nein, niemals!", rief der Präsident des Polizeikomitees. „Paou, Paou, Paou!", schrie es wieder in die Nacht hinein, man wußte nicht, sollte man lachen oder sich darüber ärgern.

Aber im Südquartier wurde es immer schlimmer. Man lebte im herrlichen Frühling bei geschlossenen Fenstern, und alle Veranstaltungen, die des Abends im Schulhaus durchgeführt wurden, litten besonders unter dem Pfauengeschrei. Der Männerchor Südquartier übte im Singsaal des Schulhauses.

„Der du von dem Himmel bist", sangen sie. „Paou, Paou, Paou", schrie der Vogel draußen vom Baum herab.

„Alles Leid und Schmerzen stillest, den, der doppelt elend ist", „Paou, Paou", schrie es wieder.

„Doppelt mit Erquickung füllest", „Paou, Paou!"

„Ach, ich bin des Treibens müde", „Paou!"

„Schließt die Fenster", bat der Dirigent, und dann sangen sie bei geschlossenen Läden im schwülen Saal, daß der Schweiß von den Stirnen rann. „So öffnet wieder", und „Paou, Paou!" tönte es inbrünstig vom Baume. „Das hält kein Mensch aus!", erklärte der Dirigent, „da muß jemand für Abhilfe sorgen."

Das Allerschlimmste jedoch erlebte der Stadtmissionar, der am Sonntagabend im Gemeindesaal eine Predigt hielt für die Alten und Kränklichen, die nicht gern zu der hochgelegenen Kirche hinaufstiegen.

„Der Text zu unserer Betrachtung findet sich aufgezeichnet im Evangelium nach Lukas im 3. Kapitel, Vers 22, und lautet: Und eine Stimme kam aus dem Himmel und sprach:" — „Paou, Paou, Paou!" schrie hier der infame Vogel dazwischen, daß alle Andacht verflog und die Alten wie die Jungen sich entweder vor Lachen oder vor Entsetzen räusperten und selbst der weißbärtige Prediger lächelte und den Text noch einmal zu lesen begann.

So kann es einfach nicht mehr weitergehen! Das war die sozusagen einstimmige Meinung im Südquartier, nachdem der Vogel drei Wochen lange geschrien hatte. Nur der junge Lehrer Schaffer im Pestalozzischulhaus fand die Geschichte eher interessant. „Habt Ihr schon ein Kind gesehen, das sich über den Pfauen ärgerte", fragte er seine Kollegen im Lehrerzimmer. „Ihr gebt zu, daß es keines gibt, selbst die in der nächsten Nachbarschaft lassen sich nicht stören, wenn der hübsche Pfau ein wenig schreit. Er tut es übrigens nur mit langen Pausen, und wenn es regnet oder kühler wird, so hält er sich still."

„Das ist gerade das Verflixte", warf der Oberlehrer Bürki ein. „Wenn es kalt ist, schreit er nicht, dann kann man aber auch die Fenster nicht öffnen. Wenn man sie jedoch an einem schwülen Abend offenhalten muß, dann schreit er."

„Ja", fuhr Schaffer fort, „wenn also die gesunden Kinder nicht gestört werden, so sind die, die sich stören lassen, eben alle krank und sollten dem Vogel geradezu dankbar sein, daß er sie darauf aufmerksam macht; die gehörten alle in eine Nervenheilanstalt."

„Jetzt habe ich bald genug", brummte der Oberlehrer, „wenn du hier wohntest, du sprächest anders."

„Kaum", fuhr Schaffer weiter, „ich würde im Gegenteil die einzige Gelegenheit benützen, den Vogel zu studieren. Wir wissen eigentlich fast nichts von ihm."

„Zum Donnerwetter, mehr als genug wissen wir von ihm", schrie der Oberlehrer erbost. Schaffer aber fuhr unbeirrt fort: „Nein, im Ernst, wir sollten eine solche Gelegenheit benützen, ich jedenfalls habe meinen ganzen Unterricht auf den Pfau umgestellt. Im Deutsch, in der Naturkunde, im Zeichnen ist der Vogel jetzt im Mittelpunkt. Ich ließ einen Aufsatz schreiben: ‚Die Wirkung des Pfauenschreis', das war die beste Arbeit seit langem. Heute diktiere ich die Fabel vom Pfau und der Lerche, anschließend deklinieren wir. Der Pfau ist ja eines der seltenen Substantive, die schwankend dekliniert werden; des Pfaues oder des Pfauen ist beides erlaubt. Und in der Naturkunde, wie interessant ist doch die Familie der Fasanvögel mit den Hühnern, Perlhühnern, Truthühnern, Pfauen und Fasanen, und die Feld- und Waldhühner sind es nicht weniger. Und erst im Zeichnen, kann man sich etwas Schöneres vorstellen, als einen Pfauen auf einem Tulpenbaume im Park?"

„O ja, das könnte ich bestimmt", höhnte der Oberlehrer, „und ich glaube, du seiest in den unseligen Pfauen so vernarrt, daß du wohl noch in andern Fächern ihn in den Mittelpunkt nimmst, obschon es fast unmöglich scheint."

„Bestimmt tue ich es, vor allem im Rechnen."

„Deine Kinder werden Pfaueneierrechnungen machen müssen oder ausrechnen, wie sehr die Damenhüte mit Pfauenfederschmuck verteuert würden!"

„Ach, sprecht doch nicht so infantil", wehrte Schaffer ab. „Nein, da gibt es vernünftigere Aufgaben, zum Beispiel: Wenn in einer Stadt die Bevölkerungsdichte 4500 Einwohner per Quadratkilometer beträgt und ein Pfauenschrei 20 Minuten weit hörbar ist, wie viele Leute sind in der Reichweite des Pfauenschreis, wenn eine Wegstunde = 4,8 km ist? (36 172).

„Jetzt ist er richtig närrisch geworden", lachte der Oberlehrer, und die andern lachten auch; aber Schaffer gab sich nicht geschlagen.

„Im Gegenteil", erklärte er, „ich empfehle euch allen, diese Rechnung zu machen und dann weiterzufahren, nämlich: Wenn bei Herrn de Grammont 169 Reklamationen eingingen, bei der Polizei 87, beim Quartieraufseher 18, bei verschiedenen Redaktionen 35, wie viele Prozent der Leute haben sich dann über den Pfauen geärgert? Es sind nur 0,85 %, also lächerlich wenig, aber diese wenigen machen einen unverschämten Lärm und beunruhigen das ganze Quartier. Es sind ja immer nur wenige, die an allen Orten den Ton angeben."

„Jetzt ist es aber übergenug", schrie der Oberlehrer erbost, „der Pfau macht das Quartier verrückt und nicht die klagenden Leute." Damit schritt er aus dem Zimmer und warf die Türe ins Schloß, daß es krachte.

„Du mußt den Oberlehrer nicht mehr ärgern als nötig ist", wehrte jetzt ein anderer ab, „er leidet unter dem Pfauengeschrei schon genug, und zudem ist deine Rechnung ganz falsch."

„Wieso?" fragte Schaffer erstaunt. „Nichts ist einwandfreier als diese Zahlen."

„Eben nicht, nichts ist falscher als diese Zahlen, denn erstens können lange nicht alle Leute, die in der Reichweite des Pfauenschreis wohnen, den Schrei auch wirklich hören; das ist der eine große Fehler, und zum andern reklamierten lange nicht alle, die sich darüber ärgern. Die Wirklichkeit sieht also anders aus. Übrigens wären mir dreihundert Reklamationen gewichtig genug, um das Tier aus der Stadt hinaus zu schaffen, auch dreißig, auch drei, wenn ich der Besitzer wäre."

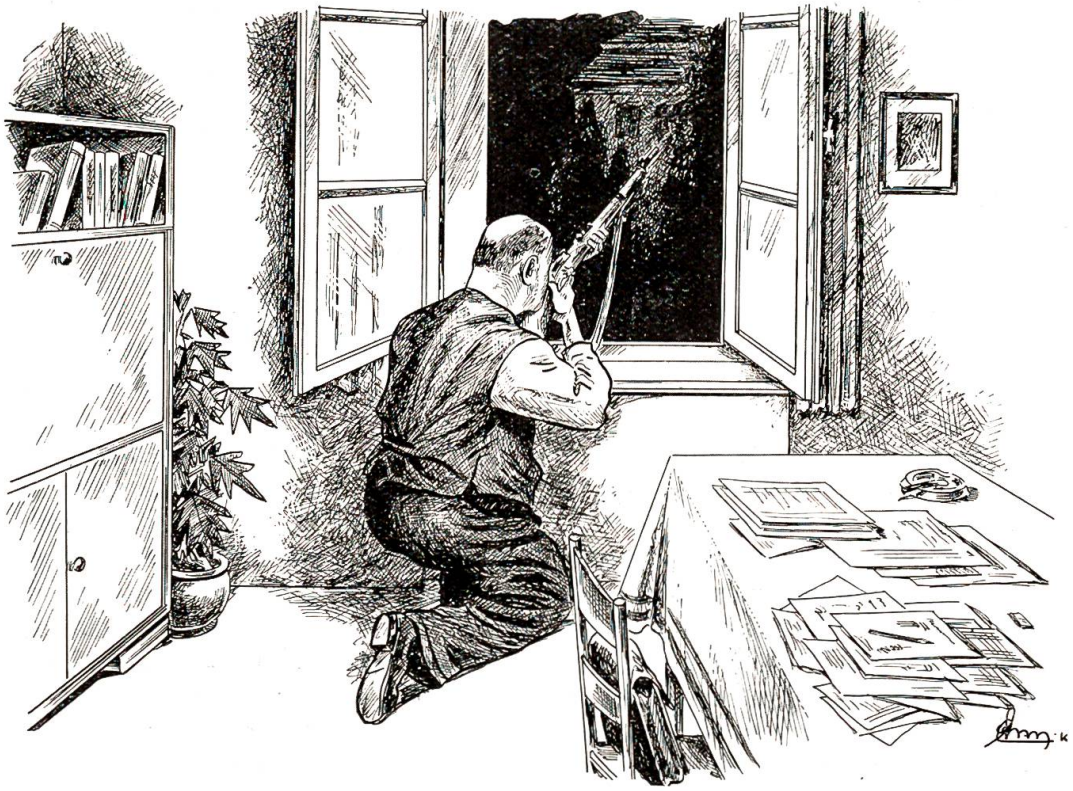
*

Herr de Grammont aber dachte anders. Er fühlte sich von der Stadt in der Steuerangelegenheit ungerecht behandelt und hatte nichts dagegen, wenn dafür der Pfau die Stadt ärgerte. Also schrie der Vogel weiter.

„Wie lange schreien die Pfauen eigentlich?" fragte der Kanzlist Rettenmund den Tramführer Isenschmied eines Abends auf der Heimfahrt. „Wenn Ihr dem Vogel damals nur den Hals umgedreht hättet!"

„Es wäre besser gewesen", stimmte Isenschmied bei und drehte an der Kurbel. „Ich glaube, über den längsten Tag hinaus wird er kaum schreien, der Kuckuck schreit auch nur bis zum längsten Tag."

Jetzt aber erklärte der Notar, der auch dabei stand: „Ich glaube, die Pfauen schreien noch länger. Ihr erinnert euch noch, wir hatten seinerzeit einen Italiener auf unserem Büro, den Antonio Vimercati. Den habe ich letzten Herbst in Mailand besucht, er wohnt außerhalb der Stadt in einem Landgut. Es war im Oktober, und alle Abend schrie dort der Pfau."



. . . öffnete das Fenster, zielte und schoß.

„Das erlebe ich nicht mehr", rief Rettenmund, „da gibt es vorher ein Unglück", und dann stieg er aus. Niemand lachte, man spürte, daß bald etwas geschehen müsse.

Immer nachdenklicher ging der Sekretär Sinzig in der Stadt herum. Das Gute hatte er gewollt und das Böse geschaffen; denn, das sah er ein, wenn es so weiterging, trieb das Südquartier einer Katastrophe entgegen. Dann kam ihm eine Erleuchtung. Eine Unterschriftensammlung mit tausend Unterschriften, die von Herrn de Grammont die Abschaffung des Pfauen verlangte, würde die Ruhe bestimmt wieder herstellen. Wenn es nicht auf den ersten Anhieb geschah, so würden so viele Unterschriften so deutlich sprechen, daß sich der Gemeinderat damit beschäftigen mußte. Von diesem Gedanken etwas erleichtert, setzte er sich an seinen Schreibtisch und begann: Die unterzeichneten Bürger und Bürgerinnen... Sollte man die Frauen auch unterzeichnen lassen? Allenfalls auf besonderem Bogen? Er dachte angestrengt nach. „Paou, Paou!" schallte es wieder durch den lauen Abend... die seit einiger Zeit in unerträglicher Weise durch das Pfauengeschrei...

Jetzt knallte ein Gewehrschuß ganz in der Nähe. Jetzt war das Unglück geschehen. Herr Sinzig sprang auf und schritt gegen das Grammontgut, innerlich zitternd. Was mußte es gegeben haben? Da und dort gingen die Fenster auf. Was ist los? fragten erschrockene Stimmen. Bei der Apotheke standen einige Neugierige.

„Was ist geschehen?" fragte er ängstlich.

„Der Herr Rettenmund hat auf den Pfauen geschossen", vernahm er dort.

„Getroffen?"

Das wußte der Apotheker nicht. „Jedenfalls ist der Pfau nicht mehr da und schreit auch nicht mehr, gottlob!"

Der Kreuzwirt aber wußte bald einmal, was geschehen war. Rettenmund war beim Nachtessen gesessen; aber er aß fast nichts, denn draußen schrie der Pfau. Es würgte den Kanzlisten im Hals. Jetzt würde er wieder stundenlang dieses sinnlose Schreien anhören und sich dazu mit Steuerberechnungen herumschlagen müssen. Er fragte sich, ob er nicht besser täte, seine Überzeitarbeiten im Büro zu erledigen, statt sie heimzunehmen; aber wozu hatte man ein Heim, und woher nahm sich dieser de Grammont das Recht, ihn in seinem Heime zu stören?

Jetzt stand er auf, nahm sein Ordonnanzgewehr von der Wand, lud es, öffnete das Fenster, zielte und schoß. Das Echo des Schusses hallte weit herum im Quartier.

*

Der Vogel flatterte erschrocken auf und flog in der Richtung des Schulhauses davon, er war bestimmt sehr erschrocken, als der Schuß krachte; aber noch mehr erschrak oben am Kirchbühl im vierten Stock eines hohen Hauses der Buchhalter, der mit seiner liechtensteinischen Briefmarkensammlung im Lehnstuhl unter seiner Stehlampe saß, eine Viertelstunde vom Grammontgut entfernt, als seine Fensterscheibe zersplitterte und etwas durch das Zimmer zischte und das Licht auslöschte. Erst blieb er vor Schrecken ein wenig sitzen und verspürte ein seltsames, noch nie erlebtes Kribbeln in seinem Leibe. Dann stand er zitternd auf und schloß den Fensterladen. Schon stand auch seine Frau unter der Türe und rief angstvoll ins Zimmer: „Emil, was machst du?" Sie entdeckte auch zuerst ein Loch in der Gipsdecke, ahnte was geschehen war und telephonierte der Polizei: „Man schießt uns ins Haus, kommen Sie, bevor es zu spät ist!"

Der Pfau aber war auf die hohe Linde neben dem Schulhaus geflattert, gerade vor die Augen des Oberlehrers, der dort in seiner hohen Mansardenwohnung des Abends kleinen Handwerkern und Kaufleuten die Buchhaltung nachführte und den Vogel so fürchterlich haßte wie der Kanzlist Rettenmund. Den Schuß hatte er wohl gehört und gleich geahnt, wem er galt und begriff augenblicklich, daß, wenn er den Entflogenen jetzt umbrächte, die Tat doch dem Schützen zugerechnet würde. Darum riß er das Fenster auf und warf seine Buchenscheiter neben seinem Zimmerofen wutentbrannt nach dem Pfauen. Ein Scheit traf, wahrhaftig, der Vogel flog davon, schief, wie ein untergehendes Schiff.

Später vernahm man im Jägerstübli noch, daß die Polizei schon beim Kanzlisten gewesen und nicht ihn, wohl aber sein Gewehr weggeführt habe. Das Geschoß wurde in einem Dachbalken

im Hause am Kirchbühl aufgefunden. Wahrscheinlich sei der Vogel getroffen, die Polizei glaube es zwar nicht recht, aber jedenfalls sei er verschwunden.

Am andern Morgen besprach man das Ereignis in allen Tramwagen, die stadteinwärts fuhren, in allen Läden und Schreibstuben. Der Lehrer Schaffer kam schier gegen das Schulhaus geflogen. „Ist es wahr?" fragte er die aufgeregten Schüler, die vor dem Schulhaus standen, „ist es wahr, der schöne Pfau sei tot?"

„Wir wissen es nicht; aber der Päuli Steiner ist tot, er liegt im Knabenabort, der Abwart wollte ihn holen, aber er darf nicht hinein, es ist noch ein Gespenst drinnen."

„Was?" fragte er stirnrunzelnd, „ein Gespenst? dummes Zeug!" Und im Sprung war er die drei Stufen hinauf und in der Halle im Erdgeschoß. Dort stand der Abwart und hielt den Oberlehrer zurück, und Dutzende von Kindern schauten hinter ihnen mit großen, ängstlichen Augen zu.

„Geht nicht hinein, ich war schon drin, und da wollte es mich auch packen, und daß es etwas Grausiges ist, seht Ihr ja. Der Bub wäre sonst nicht tot."

„Unsinn", sagte der Lehrer und stieß den Abwart weg und trat hinein, von Schaffer begleitet, und schaute vorsichtig in jene Kabine, vor deren nicht ganz geschlossenen Tür der Knabe im Blute lag.

„Zum Kuckuck noch einmal", entfuhr es ihm, „jetzt trifft's doch noch mich", denn im Klosett saß der Pfau, der gestern abend verängstigt, vom Scheit getroffen, zum offenen Fenster hineingeflüchtet und in eine der engen Kabinen hinuntergesunken war und von dort nicht mehr auffliegen konnte.

. . . schaute vorsichtig in jene Kabine . . .

Jetzt war die Sache klar. Der Bub wollte hinein, der gefangene Vogel flatterte ihm entgegen, der Junge warf die Tür vor Schrecken zu, fiel um, schlug sich ein Loch in den Kopf und blieb ohnmächtig liegen. Päuli Steiner blieb vierzehn Tage im Spital, erholte sich dort gut und erhielt gegen zwanzig Bilderbücher, eine Menge Blumen, zwei Farbschachteln, einen Gutschein für einen Kuraufenthalt in den Sommerferien, viel Backwerk und insgesamt gegen fünf Kilogramm Schokolade.

Der Pfau wurde von der Polizei abgeholt, er war halbtot und mußte abgetan werden.

Das Südquartier atmete wieder auf. Alle Fenster sind wieder geöffnet, man hört die Amseln wieder singen in alle Stuben hinein, und wer nichts Gescheiteres zu tun hat, ärgert sich

wieder über den Kinderlärm. Herr de Grammont spricht weniger als je mit seiner Umgebung, aber er beriet sich mit seinem Fürsprecher, von wem er den Schadenersatz für seinen Vogel fordern soll. Die Schülerversicherung dagegen erwartet ein Gutachten, ob sie für die Spitalkosten, die sie für den Päuli Steiner bezahlen mußte, ein Rückgriffsrecht auf Herrn de Grammont oder den Oberlehrer habe. Herr Rettenmund durfte sein Gewehr wieder abholen, als er seine Buße bezahlte, aber er ist wie die andern Leute im Südquartier von einem Alpdruck befreit.

Eines Tages, als der Tulpenbaum seine gelbgrünen Blüten trug und als die Linden im Grammontgut von den Bienen umsummt wurden und ihr Duft über allen Straßen schwebte und hoch in der Luft ein fernes Flugzeug dahinzog, sagte der welsche Apotheker zu Herrn Sinzig, der wieder jugendlich vorüberschritt: „Ach, Herr Sinzig, es ist doch schön auf der Welt, besonders in unserem Südquartier. Aber finden Sie nicht auch, hie und da am Abend, ein ferner, ferner Pfauenschrei, einer von weit, weit her, beileibe nicht einer aus der Nähe, erhöhte noch die Glückseligkeit, es wäre so ahnungsvoll, so, wie soll ich sagen, so provenzalisch, so mediterran?"

Ein Kriminalist auf Freiersfüßen

Rodrigo Sanchez, ein junger Beamter der Lissaboner Geheimpolizei, erwog seit längerer Zeit den Plan, einen Hausstand zu gründen, und da ihm sein anstrengender Beruf bislang wenig Zeit für Damenbekanntschaften gelassen hatte, wählte der zukünftige Ehekandidat den vielfach bewährten und durchaus nicht absonderlichen Weg einer Heiratsanzeige. Viele Hunderte von heiratslustigen Damen meldeten sich, und Rodrigo hatte in seinen Mußestunden genug zu tun, die eingegangenen Schreiben und Photographien zu sichten. Nach eingehender Prüfung entschied er sich schließlich für ein Mädchen, das ihm, nach Bild und Schreiben zu urteilen, außerordentlich zusagte und von dem er das ihm schon so oft gerühmte Eheglück erwartete. Befriedigt von seiner vorläufigen Wahl begab sich Rodrigo am nächsten Morgen zum Dienst — das Bild der Holden in der Brusttasche. Er war innerlich recht beschwingt, der gute Rodrigo, und seine gehobene Stimmung steigerte sich noch, als er von seinem Vorgesetzten den wichtigen und ehrenvollen Auftrag erhielt, die Spur der geschicktesten Taschendiebin der portugiesischen Hauptstadt ausfindig zu machen. Die „rote Elvira" war schon vielfach vorbestraft, aber in letzter Zeit hatte sie es geradezu meisterhaft verstanden, der Polizei zu entwischen. Rodrigo, von der Außerordentlichkeit seines Auftrages bis zum Platzen geschwellt, machte sich sofort an das Studium des sehr reichlichen Aktenmaterials. Als er aber das Bild der Verbrecherin zu Gesicht bekam, erblaßte er. Was war denn das? Die „rote Elvira" glich ja aufs Haar der Holden, die er, Rodrigo, zu ehelichen beabsichtigte. Wieder und wieder verglich er die Photographien. Nein, eine Sinnestäuschung war unmöglich! Schweren Herzens machte sich Rodrigo auf den Weg zum schriftlich verabredeten Stelldichein, das nun, seines Reizes beraubt, nichts weiter werden sollte als ein Verbrecherfang. Heimlich hoffte der junge Mann noch, daß alles sich als ein Irrtum herausstellen würde, aber die geschickt geleitete Unterredung mit der Schönen ließ keinen Zweifel mehr daran, daß es sich hier tatsächlich um die gesuchte Verbrecherin handelte. — Die „rote Elvira" mag nicht schlecht gestaunt haben, als sie sich statt bei den „Schwiegereltern", wohin Rodrigo sie angeblich führen wollte, in dem höchst einfach und zweckmäßig ausgestatteten Raum einer Gefängniszelle fand.

Macht der Gewohnheit. „Hat jemand im Geschäft nach mir gefragt?" — „Ja, Herr, ein starker, wüst aussehender Mensch war hier und sagte, er hätte Ihnen gern ein paar runtergehauen." — „So, so! Und was sagtest Du?" — „Nun, wie immer, ich bedauerte, Sie wären nicht hier."

Höflich. Dichter zum Redaktor: „Darf ich mich nach meinen lyrischen Poesien erkundigen, Herr Redaktor?" — Redaktor: „Ihre Gedichte sind recht hübsch, mein Lieber, aber ich sage Ihnen, so zart, daß sie keinen Druck aushalten."